

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Krise und Erneuerung des Mönchtums heute

Eine Bilanz nach 10 Jahren*

Am 18. Dezember 1970 veröffentlichte der „National Catholic Reporter“ einen überaus aggressiven Aufsatz von Bruder Gabriel Moran (von den Christlichen Brüdern), in dem er das Ordensleben in der Kirche für bereits tot erklärte. Bruder Moran, in den USA durch seine theologischen Schriften sehr bekannt, wagte sogar das Datum des Todes anzugeben: Das Ereignis sei um 1965/66 eingetreten. Obwohl der Artikel an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ und der Verfasser seinen Ruf als den eines besonnenen und klugen Mannes aufs Spiel gesetzt hatte, war die Reaktion eher mäßig. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß 1970 die Haltungen und Einstellungen der Ordensleute in den USA bereits eindeutig fixiert waren. Diejenigen, die sich schon früher über Aufsätze dieser Art geärgert hatten, hatten den „National Catholic Reporter“ abbestellt und lasen ihn nicht mehr. Diejenigen aber, die sich noch für dergleichen interessierten, fanden in dem Aufsatz nichts Neues, was sie hätte aufregen können; allenfalls meinten sie, er habe es klarer formuliert als andere. Hätte Bruder Moran den Aufsatz um 1966 herum veröffentlicht, dann hätte er die Wirkung einer Bombe gehabt. Aber inzwischen hatte sich die Szene gründlich verändert und hat es seitdem noch weiterhin getan.

Die Entwicklung seit dem Konzil

In den Jahren 1965/66 waren die Ordensleute eifrig damit beschäftigt, neue Konstitutionen und Deklarationen zu erarbeiten und ihre Gemeinschaften zu modernisieren. Die Traditionalisten waren verwirrt durch neue Terminologien und erschreckt über ihre eigene Unkenntnis der neueren Theologie. Aber es war etwas los zu jener Zeit! 1970 nun fühlten sich alle, die auf ein neues Utopia im Ordensleben gehofft hatten, tief enttäuscht. Weil dieses nicht, wie 1966 erwartet, aus dem alten Ordensleben geboren wurde, beschwore Moran 1970 ein ganz neues Utopia, völlig verschieden von jedem früheren Modell.

Aber auch 1974 ist dieses Phantasieland von Moran, das einen völlig neuen Begriff von Ordensleben einführt und alle Gemeinschaften von Männern und Frauen entsprechend geformt hätte, noch immer nicht verwirklicht; die „Titanic“, der alte große Ozeandampfer, ist noch immer nicht gesunken. Aus der Zeit um 1970 ist nur die Polarisierung übrig geblieben, aber auch sie in verwandelter Gestalt. Denn diejenigen, die damals versuchten, ihre Institute gemäß der Skizze von Moran umzumodeln, haben indessen enttäuscht ihr Vorhaben aufgegeben und sind ausgetreten. Die Polarisation, die geblieben ist, beherrscht nun die

* Vortrag, gehalten auf einer Tagung der Paulus-Akademie in Zürich über das Ordensleben heute am 23./24. März 1974.

Institute selbst und bezieht sich auf jene Erneuerung, die in den Jahren 1965/66 begonnen wurde.

Es wäre nun interessant, die Theorien eines „radikalen Wandels“ zu diskutieren, den Entwurf einer ganz neuen Form von Mikro- oder Minikommunitäten in der Kirche unter die Lupe zu nehmen und zu fragen, ob das eine denkbare Form christlichen Lebens sein könnte. Aber für diejenigen, die an den überkommenen Formen des Ordenslebens festgehalten haben, ist es vielleicht sinnvoller, über den jetzigen Zustand nachzudenken, in dem sich ihre Institute befinden¹. Die wirklich vollzogene Erneuerung zu betonen, die in den herkömmlichen Instituten stattgefunden hat, ist jedenfalls ein wichtiges und notwendiges Unternehmen, das sich von selbst rechtfertigt.

Wandel zum Besseren?

Erneuerung meint auch Wandel. Ist nun jene Erneuerung, die wir vor 10 Jahren in den Orden begonnen haben, ein Wandel zum Besseren? Mit welchem Maß soll man solchen Wandel messen? Wie läßt sich Erneuerung von Dekadenz unterscheiden? Derart sind die Fragen, die heute die Ordensleute entzweien. Bernard Besret schrieb in einem Brief an die Freunde von Boquen 1968: „Jede Erneuerungsbewegung fängt damit an, Formen zu zerbrechen, vorfabrizierte Systeme und Konventionen und alles von vornherein Festgelegte und Vollautomatisierte abzulösen. Das kann man überall sehen: Jedes Erwachen von Kreativität beginnt mit einem Akt scheinbarer Zerstörung; denn zuerst müssen die Formen zerbrochen werden.“ So stellt sich nach ein paar Jahren die Frage: War es nun eine scheinbare oder etwa eine wirkliche Zerstörung? Kam der schöpferische Geist wirklich als befreiendes und frisches Element?

Besret bringt in dem gleichen Brief noch ein anderes interessantes Bild: „Wenn das Zerbrechen der Formen nicht aus Zerstörungslust geschieht, sondern aus dem echten Verlangen, Lebenskräfte zu entbinden, dann geschieht das nicht irgendwie, sondern immer so, daß die Wirklichkeit, um die es geht, aufgelöst wird in ihre wesentlichen und konstitutiven Elemente. Diese Elemente, die wir so ineinander gefügt sahen, daß es sich dem Anschein nach um eine einzige Wirklichkeit handelte, müssen voneinander unterschieden und in sich selbst betrachtet werden, damit jedes einzelne seinen besonderen Reichtum bewahren kann.“ Unsere Frage

¹ Vielleicht haben wir nicht deutlich unterschieden zwischen der Behauptung: „Es kann ganz neue Formen des Ordenslebens in der Kirche geben“ und jener anderen: „Die alten Formen sind alle passé und haben keinen Sinn mehr.“ Muß man denn den Tod einer Lebensform behaupten, um die Geburt einer neuen verkünden zu können? Oder will man etwa innerhalb dieser neuen Form zu derselben Engstirnigkeit kommen, die man an der bisherigen Form kritisiert hat? Wenn ich mich auch für neue Formen des Ordenslebens in der Kirche sehr interessiere und solche Formen bei einem vollständigen Überblick über das, was in der Kirche vor sich geht, nicht ausschließen möchte, so kann ich doch sagen, daß die Versuche, bestehende monastische Gemeinschaften auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, alle gescheitert sind. Immerhin haben solche Versuche wichtige Fragen aufgeworfen, die auch die bestehenden Gemeinschaften angehen, und so haben sie ihre Bedeutung und ihren Nutzen gehabt.

muß daher so lauten: Liegen nun etwa alle Teile wild durcheinander? Oder haben wir Stück für Stück zu einem Gebäude zusammengefügt?

Für ein endgültiges Urteil ist es noch zu früh. Wir alle sind viel zu sehr mit dem Gefühl an der Sache beteiligt, um objektiv zu sein. Andererseits, selbst jene Bemerkungen, die wir als voreingenommen Beteiligte machen, werden späteren Geschlechtern helfen können, unsere Gründe zu verstehen und die Geschehnisse zu rekonstruieren. Was ich Ihnen hier vortrage, bezieht sich nur auf die monastischen Orden, näherhin auf das, was mir davon am besten vertraut ist: die Benediktinische Konföderation und die ihr angeschlossenen Nonnen und Schwestern. Wegen der pluralistischen Eigenart der Benediktiner wird sich freilich vieles von dem, was wir hier vorfinden, auch von anderen Gruppen sagen lassen und zu fruchtbaren Vergleichen Anlaß geben.

Vier Grundtendenzen des nachkonziliaren Aufbruchs

Der Einstieg in unsere Frage ist nicht ganz leicht. So habe ich denn nach manchen Überlegungen gemeint, es wäre zunächst gut, vier Anliegen herauszustellen, die sich deutlich innerhalb des Mönchtums unmittelbar nach dem Konzil abgezeichnet haben; sodann werde ich darzustellen versuchen, in welcher Weise diese Anliegen heute noch vorhanden sind und was davon an Vorstellungen und Wünschen verwirklicht worden ist.

Die vier Anliegen sind folgende:

1. Die Suche nach einem einfacheren Lebensstil; 2. die Suche nach einsichtigeren religiösen Zeichen und Symbolen; 3. die Suche nach „Gemeinschaft“ oder „Brüderlichkeit“ und 4. die Suche nach neuen Formen des Mitwirkens in Kirche und Welt. Manche von ihnen überschneiden sich, und es ist schwierig, sie von einander zu unterscheiden. Dennoch scheint es mir unumgänglich, ihnen im einzelnen nachzugehen. Denn sie waren für das Mönchtum des letzten Jahrzehnts charakteristisch. Ihre Anliegen haben die anderen traditionellen Werte des Mönchtums zwar nicht überlagert, aber sie haben sicher deren Erscheinungsformen besonders beeinflußt und gelegentlich einige von ihnen sogar in Frage gestellt.

1. Die Suche nach einem einfacheren Lebensstil

Das Verlangen, in den Klöstern alte Bräuche neu zu überdenken, ist gewiß nichts Oberflächliches; vielmehr geht es dabei um ein tieferes Bemühen um ein einfacheres Leben. Die Tendenz zur Über-Institutionalisierung und zu übertriebenem Formalismus ist eine ernste Versuchung in der Geschichte der Klöster. Solch ein Formalismus umgibt sich dann mit einem „sakralen“ Charakter und wird zu einer Kruste, die schwer zu durchbrechen ist. Zur Zeit findet man auf diesem Gebiet mehr Unbehagen in Europa als in den Vereinigten Staaten und in der Dritten Welt, obwohl das Problem auch dort vorhanden ist, weil ja diese Klöster meist in der europäischen Kultur verwurzelt sind, von europäischen Häusern gegründet wurden und mancherlei alte Bräuche in den neuen Boden verpflanzt haben. Im allgemeinen ist es wohltuend, die neuen Gründungen in Afrika oder Mittel- und Südamerika zu besuchen, wo die Mönche in ihrem Verhalten viel

freier und weniger gekünstelt erscheinen. Die leichte Verneigung, mit der man einander in europäischen Häusern begrüßt, wirkt oft nur wie eine vorgeschriebene Geste. In Afrika hingegen hat man den Eindruck, der Gruß eines lächelnden schwarzen Gesichts mit blendend weißen Zähnen gilt wirklich ganz persönlich dir . . . Zu den Klöstern, die näher anzuschauen besonders lohnt, gehören die vier brasilianischen Häuser; sie wurden am Ausgang des 16. Jahrhunderts von Portugiesen gegründet und am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der Beuroner Kongregation reformiert. Der äußere Rahmen bietet das beste Beispiel von Kolonialbarock; das innere Leben wurde nach deutschem Vorbild gestaltet; die heutigen Mönche aber sind fast ausschließlich Brasilianer, die nach ihrem eigenen monastischen Ausdruck suchen. Das geschieht nun in jedem Haus auf verschiedene Weise und bietet ein beeindruckendes Schauspiel.

Weniger triumphalistisch, weniger snobistisch, weniger theatricalisch

Das Leben in einer großen monastischen Gemeinschaft kann recht kompliziert sein. Wenn man versucht, es zu vereinfachen, müssen viele Faktoren zusammenwirken. Daher überschneidet sich dieser Abschnitt mit dem zweiten (der Suche nach religiösen Symbolen) und dem dritten (der Suche nach Gemeinschaft). Für einen Außenseiter scheint es so, als ob ein großer Teil des Tages, wenn nicht sogar der ganze Tag, mit dem Vollzug gewisser Riten verbracht würde, die dazu dienen, Ordnung und Disziplin zu sichern. Vielleicht findet man noch mehr davon in klausurierten Nonnenklöstern und in Häusern mit jahrhundertealter Tradition. Wenn z. B. eine Kommunität über hundert Mitglieder zählt, können viele Minuten vergehen, bis alle im Chor oder Refektorium eingezogen sind und die üblichen Verneigungen gemacht haben. Einige dieser Zeremonien haben ihren ursprünglichen Sinn völlig verloren; sie neu zu überdenken, hat sich als notwendig erwiesen. Oft hat man gemeint, das alles diene mehr dazu, das Volk zu erbauen, als das innere Leben der Mönche anzuregen. Doch die Notwendigkeit der Vereinfachung reicht weiter als nur bis zum Zeremoniell. Es geht vielmehr um Haltungen gegenüber dem Leben und um die Beziehung zwischen der geistlichen Existenz einer Kommunität und ihrem Alltag. Das betrifft dann die Art, wie man sich kleidet, wie man isst, welchen Wagen man fährt, welche Dinge man kauft. Alle diese Dinge drücken ja persönliche Optionen aus. Wenn der Mönch immer um Gott und Seine Gegenwart in der Welt weiß, dann muß er danach trachten, sich selbst einen Raum und Rahmen zu schaffen, innerhalb derer sich diese Gegenwart je und je deutlich zu bekunden vermag. Das Verlangen nach Veränderung in der Mitte der sechziger Jahre stammte aus dem Bedürfnis, weniger triumphalistisch, weniger snobistisch, weniger theatricalisch zu leben. All das war nötig, wenn die Mönche Zeugnis ihrer echten Gottsuche geben wollten. Das ist zwar nur die Kehrseite der Medaille, aber man muß zugeben, daß dieser Prozeß der Vereinfachung auf diese negative Weise begonnen hat.

Architektonische Vereinfachungen

Für die älteren Häuser entstand dadurch ein ungeheures Problem. Schon die Architektur mußte der Veränderung, die man suchte, unüberwindliche Schranken

setzen. Solche Veränderungen sind überaus kostspielig und daher weniger ein Zeugnis der Armut als ein Zeugnis für hinausgeworfenes Geld. Immerhin sind einige gelungene und bedeutsame Veränderungen zustande gekommen. Lassen Sie mich ein paar davon nennen, wie sie in älteren Klöstern geschehen sind. Der Versuch etwa in der Kirche von La Pierre-qui-vire zeigt, daß man eine Atmosphäre voll Ernst und Würde wahren kann auch ohne schweres Chorgestühl. Die Teppiche geben dem Raum Wärme und Widerhall für Gebet und Gesang in der Muttersprache. Man könnte auch die Renovierung der Kirche von St. Meinrad, Indiana, erwähnen. Die neugotische Architektur hat einen weißen Anstrich bekommen, der die Linien der Kirche mehr zur Geltung bringt und eine Atmosphäre erzeugt, die besser zum Beten anregt, als das in dem alten, überladenen Gebäude der Fall war. Die Mönche benutzen sowohl den Chor wie das Schiff, den Chor für die Lesungen, das Schiff für die Eucharistiefeier. Die Kirchenbänke sind verschwunden. Alles wirkt einfacher und schöner. Neubauten sind natürlich vorteilhafter. So haben die Nonnen von Pradines es verstanden, beim Neubau ihrer Kirche zu vermeiden, daß ein riesiger Komplex die schlichten Linien ihres alten Klosters erdrückte. Zudem ist es ihnen gelungen, das Innere so zu gestalten, daß sie weder von den Gläubigen noch vom Altar isoliert sind. Ähnlich erleichtern die neuen Kirchen der Mönche in Sarnen und in Meschede die Teilnahme des Volkes. In fast allen nach dem Konzil entstandenen neuen Klöstern nimmt man die Tendenz wahr, den Prunk zu vermeiden und die Gebäude auf das Funktionelle umzustimmen. Auch über die Anlage des Refektoriums macht man sich Gedanken, vor allem über die Tradition, die Tische an den Längswänden aufzustellen und nur die eine Seite zu besetzen. Manche neuen Refektorien haben denn auch bereits einen mehr familiären Stil erhalten. Es ist sehr unerfreulich, etwa in der Dritten Welt riesige Refektorien anzutreffen, die in krassem Widerspruch zu den einfachen Eßgewohnheiten der einheimischen Mönche stehen. Manche neuen Klöster haben versucht, die Tradition ästhetisch schöner Bauten mit der notwendigen Schlichtheit zu verbinden. Beispiele aus der Dritten Welt wären hier Martinique, Las Condes, Tepeyac und das Kloster der Nonnen von Ahuatepec. Andere haben noch mehr die Einfachheit betont und eigentliche Zweckbauten errichtet, so etwa La Buenza oder Zagnanado in Afrika. Im heißen Klima, wo sich sehr viel mehr im Freien abspielt, empfiehlt sich ein Komplex von schlichten Bauten. Weston in Vermont andererseit hat, dem winterlichen Klima entsprechend, eine wunderbare Verbindung zwischen Einfachheit und gutem Geschmack gefunden.

Vereinfachung des Offiziums

Weiter als bei architektonischen Veränderungen ging man in der Vereinfachung des Offiziums. Manche Kommunitäten haben den Gebrauch der Kukulle, die Verneigungen und andere Äußerlichkeiten zurückgeschnitten. Statt der „statio“ hat man den Sinn einer echten Prozession wieder entdeckt. Die Muttersprache hat ebenfalls zu Vereinfachungen geführt. So werden Lesungen z. B. häufiger im Leseton vorgetragen und nicht mehr gesungen. Doch eine letzte Antwort steht noch aus.

Bedürfnis nach kleineren Gemeinschaften

Die Tendenz zur Einfachheit ist eng verbunden mit dem Problem kleinerer Kommunitäten oder dem Versuch, große Kommunitäten in kleinere Gruppen aufzuteilen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Neugründungen alle klein zu bleiben wünschen, wobei „klein“ für die einen zwölf, die anderen vierzig Mitglieder bedeutet. Der Versuch, große Gemeinschaften in eine Art von Dekanien zu teilen hat meist keinen rechten Erfolg gehabt. Man bekam es mit der Furcht zu tun, daß aus einer Teilung Gegensätze entstehen könnten. Einige Klöster haben das Experiment mit gewissen Einschränkungen und innerhalb bestimmter Gebiete mit einem Erfolg durchgeführt. In solchen Fällen ist nicht immer die ganze Kommunität bei allen Übungen beisammen, sondern aufgeteilt nach Gruppen, beispielsweise ein- oder zweimal in der Woche bei der Messe, oder bei weniger wichtigen Horen oder dergleichen. Das hat sich als hilfreich erwiesen, besonders für jüngere Mönche, die gelegentlich weniger formelle Gottesdienste wünschen als solche, bei denen sich hundert Leute zusammenfinden. Andere Klöster mit mehr äußerer Tätigkeit scheinen die Notwendigkeit nicht so zu spüren, weil ihre Arbeit schon die wünschenswerte Abwechslung schafft und sogar zwangsläufig dafür sorgt, daß die Kommunität sich in Gruppen unterteilt.

Versucht man die Summe aus all diesen Tendenzen und Experimenten zu ziehen, so könnte man sagen: In den sechziger Jahren hat das alles als eine Art negativer Reaktion begonnen, die aber nötig schien. Das Ergebnis war in manchen Kommunitäten ein rascher Stilwandel, der, besonders in den USA, nichts unberührt ließ. Die Schwestern scheinen sich dem neuen Stil am besten angepaßt zu haben. Die Nonnen hingegen haben meistens nichts geändert und bleiben unbeteiligt. Um 1970 herum ließ dann die Tendenz zur Veränderung bei Äbten und Kommunitäten manche Befürchtung wachwerden. Die Meinungen schienen geteilt; eine Rückentwicklung setzte ein. Nach 1970 kann man die Wiederkehr mancher Dinge beobachten, die bereits abgeschafft waren. Ich muß freilich sagen, daß derlei Dinge heute gekünstelter wirken als je zuvor; denn sie werden eklektisch ausgesucht je nach Laune eines Abtes oder Zeremoniars und fügen sich nicht in ein harmonisches Ganzes, wie früher.

In einigen Klöstern ist man hart bis an die Grenze der Nachlässigkeit gelangt; der Sinn der Veränderungen ist nicht recht einzusehen. Hier scheint dann die Vereinfachung zu einer Art von bourgeoisem Lebensstil geführt zu haben statt zu einer Atmosphäre, welche die Suche nach Gott und seiner Gegenwart begünstigt.

Andere Klöster suchen unter erleuchteter Leitung weiter und halten sich dabei an geistliche Kriterien. Dann wird deutlich, daß Vereinfachung eine Form geistlicher Demut vor Gott und den Menschen ist, die ihre äußere Darstellung findet. Wenn das nicht der Fall ist, dann bleiben alle Veränderungen oberflächlich. 1974 stellt man eine große Vielfalt gerade auf diesem Gebiet fest.

2. Die Suche nach einsichtigeren Zeichen und Symbolen

Mönchtum steht nicht isoliert da innerhalb der Welt eines tiefreichenden soziokulturellen Wandels. Mönche bringen ihr ganzes Kulturgepäck mit ins Kloster, und die Klöster selbst bleiben stets Ausdruck der Kultur ihrer Zeit. Zu meinen, ein Kloster dürfe die Probleme des Kulturwandels nicht zur Kenntnis nehmen, heißt den Kopf in den Sand stecken oder zu einem Museumsstück werden. Im allgemeinen wissen die Mönche das. Dennoch versuchen sie nicht selten, eine Mauer zwischen sich und solchem Wandel aufzubauen; sie verurteilen alles, was sie erleben, als negativ und antichristlich. Manches davon mag es auch sein, anderes jedoch ist vom Evangelium selbst inspiriert, das stets neue und frische Ausdrucksweisen findet.

Daß wir in einer Zeit besonderer und besonders schneller Veränderungen leben, ist oft und oft gesagt worden. Jeder Artikel über das Ordensleben beginnt damit. Mir scheint wichtig, diese Veränderungen als gegeben anzunehmen; damit gibt man bereits zu, daß dadurch unser ganzes Arsenal von religiösen Zeichen und Symbolen in Mitleidenschaft gezogen ist. Viele dieser Zeichen und Symbole haben einfach nicht mehr die gleiche tiefe Bedeutung, die sie einst besaßen. Sie vermitteln nicht mehr spontan die Gegenwart Gottes. Man kann das in einer Art von Nostalgie bedauern, aber helfen tut das nichts. Wenn man den Glauben zwingen will, sich in überlebten Symbolen auszudrücken, kann das zu schweren geistlichen Problemen führen. Die Kirche weiß das und hat voll Einsicht auf dem Konzil den Entwurf einer Liturgiereform zustande gebracht, der dieses Phänomen berücksichtigt. Die Mönche müssen das gleiche tun, wenn junge Leute in ihren Klöstern ein echtes religiöses Leben finden sollen. Ich kann allerdings nicht leugnen, daß es heute auch manche junge Menschen gibt, die von der Nostalgiewelle erfaßt sind oder die sich von dieser Welle in ein Traumreich entführen lassen wollen. Es kann auch sein, daß sie Gesellschaftsschichten angehören, die vom Wandel und Wechsel nicht so betroffen sind oder die im Gegenteil sich heftig im Kampf dagegen engagiert haben. Doch sind solche Beispiele eher Ausnahmen, und man kann sich auch fragen, ob diese Art, der Wirklichkeit zu entfliehen, ein Zeichen von Gesundheit ist. Ich habe es längst aufgegeben zu meinen, daß Klöster mit mehr Berufen schon deshalb als ganz besonders gesund anzusehen seien. Man muß immer fragen: Welcher Art sind diese Berufe? Was suchen diese Menschen eigentlich im Kloster?

Herausforderung durch die Säkularisierung

Die Frage nach religiösen Zeichen und Symbolen ist für Mönche, die in Wahrheit Gott suchen, äußerst wichtig. Das Phänomen ist überall auf der Welt anzutreffen; niemand ist unberührt davon, weder Europa, noch die USA, weder Südamerika, noch Asien oder Afrika. Vielleicht hat es die verschiedenen Kulturen nicht überall im gleichen Maße heimgesucht, aber gegenwärtig ist es allenthalben. Oft ist es freilich leichter, in abstrakter Weise davon zu reden, als die praktischen Folgen für das klösterliche Leben aufzuzeigen. Viele Bücher sind über die Säkularisierung geschrieben worden, aber nur wenige soziologische Studien haben sich mit deren

konkreten Folgen befaßt, und nun gar in den Klöstern! Viele Soziologen, wenigstens in den USA, sind zu der Meinung gelangt, daß die Bewegung nicht eigentlich auf Säkularisation zielt, sondern auf neue religiöse Ausdrucksweisen. Die Angst des vergangenen Jahrzehnts ist nun abgefaut. Der Mensch ist weiterhin religiös motiviert, weithin wenigstens; was er sucht, das sind neue Ausdrucksformen für seinen Glauben. Der Tod Gottes ist eher ein Gegenstand für akademische Debatten; Wurzel im Volk hat diese Idee nicht geschlagen.

Polarisation bei der Suche nach neuen Zeichen

In den Klöstern ist das Ergebnis zunächst eine gewisse Polarisation aufgrund von Äußerlichkeiten gewesen. Dahinter aber steht eine Sorge, die jedoch nur selten ihren entsprechenden Ausdruck findet. Wenn Zeichen und Symbole in Frage gestellt werden, dann sehen manche älteren Mönche darin den Zusammenbruch ihres ganzen monastischen Lebens. Jede Veränderung scheint ihnen das Vorspiel zu einer weiteren; sie fürchten, daß dies kein Ende mehr nehme und schließlich zur Vernichtung alles dessen führe, was sie gekannt haben; nichts würde mehr übrig bleiben, das Verlorene zu ersetzen. Diese Angst ist durchaus real, und sehr viele Mönche sind von ihr heimgesucht. In ihrer Ausbildung war kein Platz für Veränderungen vorgesehen; monastisches Leben war ihnen als unbeweglich und unveränderlich hingestellt worden. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie nun verwirrt sind. Man muß auch zugeben, daß nicht allen Veränderungen eine entsprechende Vorbereitung vorausgegangen ist, die hätte zeigen müssen, daß durch sie das geistliche Leben eines jeden Mönchs bereichert werden würde. Vielfach wurden sie einfach durch eine Abstimmung in der Kommunität oder auf Wunsch des Abtes angeordnet. Die neuen Ausdrucksformen scheinen den älteren Menschen sentimental, ehrfurchtslos und „modisch“; die älteren Formen hingegen gelten den jüngeren Mönchen als geschichtslos, formalistisch und unchristlich. Es ist schwer für eine Kommunität, unter solchen Voraussetzungen gemeinsam zu leben und zu beten.

Neue Sakralität in der Liturgie

Ohne Zweifel ist in den Klöstern gerade der Bereich des Offiziums von dieser Umwälzung am meisten betroffen worden. Der Gebrauch des Gregorianischen Chorals hatte dank seiner inneren Schönheit, seines Alters, seiner Bindung an die lateinische Sprache eine sakrale Atmosphäre geschaffen. Mit dem Gebrauch der Muttersprache ist viel davon verloren gegangen. Der Gebrauch des Gregorianischen Chorals mit muttersprachlichem Text hat das zu überbrücken versucht, aber erst recht eine von Nostalgie angekränkelte Haltung verraten. Man sollte jedoch beim Gespräch über derlei Veränderungen nicht zu negativ sein und nicht nur das betonen, was man verloren hat. Auf meinen Reisen nehme ich einen neuen sakralen Charakter des Offiziums wahr; es wird von allen bejaht und schließt Gemeinschaften, die bereits polarisiert waren, wieder zusammen. Solche neuen sakralen Elemente sind beispielsweise Dinge wie das Schweigen (wir lernen erst jetzt wieder, wie sakral das Schweigen sein kann!); das gemeinsame Hören heiliger Texte (wir lernen wieder, was Hören bedeutet!); freies Beten und Für-

bitten für andere (wir erfahren neu, welche Beziehungen zwischen unserem Beten und der Welt um uns herum bestehen!). Das alles sind positive Dinge. Und seltsam genug: man kann auch sagen, daß die Einfachheit der liturgischen Feier, der heiligen Gefäße und Gegenstände die wenigen, aber sorgfältig ausgewählten Elemente für uns aufgewertet hat.

Auf einem Gebiet freilich stehen Lösungen einstweilen noch aus. Ich meine die Gestensprache. Sogar in der Dritten Welt zögert man hier noch, wiewohl sich doch da gerade erwarten ließe, daß die lokalen Traditionen hilfreich sein würden. Neue Gesten sind in den USA durch die Pfingstbewegung aufgekommen; man findet ihren Einfluß auch in den Klöstern. Auch begegnet man orientalischen Körperhaltungen, aber nur gelegentlich. Bei diesem Suchen scheint mir am wichtigsten, daß alle Mönche von der Notwendigkeit überzeugt sind, einander die Aufrichtigkeit der Bemühungen um einen echten Ausdruck des Glaubens heute zuzubilligen. Dieses Problem kann, wie wir alle wissen, das eigentliche Wesen des Glaubens betreffen. Gemeinsames Suchen aller, mit Ehrfurcht vor dem, was der jeweils andere braucht, kann zu dauerhafteren Ergebnissen führen. Nach meiner Ansicht müßten wir Mönche hier viel mehr tun; unser Suchen darf nicht aufgehoben werden, wenn es auch von Zeit zu Zeit einer Periode der Beruhigung und des Nachdenkens bedarf, ehe man zu neuen Veränderungen schreitet.

Notwendigkeit und Schwierigkeit eines städtischen Mönchtums

Im gleichen Zusammenhang könnte man noch andere Gesichtspunkte besprechen, die sich aus der Herausforderung des Mönchtums durch die Säkularisierung ergeben. Eine Rückbesinnung auf Begriffe wie „Wüste“ im biblischen Sinn, Kontemplation, Gemeinschaft und dergleichen erweckt das Verlangen nach anderen monastischen Ausdrucksformen: etwa nach städtischen Kommunitäten und nach einer größeren Offenheit der Umwelt gegenüber. Bei uns Benediktinern sind solche Versuche meistens gescheitert. Ich glaube allerdings nicht so sehr, weil die Konzeption schlecht war, sondern weil diese Versuche von Leuten unternommen wurden, die selbst innerlich nicht gefestigt waren und nach Lösungen für ihre persönlichen Probleme suchten, was nun eben nicht durch einen einfachen Milieuwechsel gelingen kann. An sich ist die Idee eines städtischen Mönchtums durchaus sinnvoll; es müssen nur überzeugende Formen dafür geschaffen werden. Ein solches Mönchtum verlangt freilich ein höheres Maß an Selbstdisziplin als der ältere Typ; denn der schützende Rahmen müßte elastischer sein, und das verlangt von den Mönchen eine stärkere innere Überzeugung und eine tiefere Spiritualität. Wenn auch solche Versuche – etwa in Naña in Peru – noch nicht jene Bewährungsprobe bestanden haben, die ein abschließendes Urteil gestatten, so sind die Versuche als solche dennoch wichtig, trotz ihrer anscheinenden Vergeblichkeit. Immer geht es ja dabei um die Suche nach einem Ausdruck für den Glauben, der sich weniger in äußerlichen Zeichen und Symbolen bekundet als im ganzen Lebensstil und in einer christlichen Gesamteinstellung. Zweifellos kann der Mensch nicht ganz ohne ein Koordinatensystem leben. Dieses für eine Kommunität ausfindig zu machen, ist nicht leicht. Es müßte elastisch und doch tragfähig sein. Die

Schwierigkeit, die geeignete Atmosphäre für ein echtes, persönliches und gemeinschaftliches Gebet zu schaffen, und dabei die Grenzen zwischen der monastischen Kommunität und den äußeren Einflüssen zu wahren, ist groß, aber nicht unüberwindlich. Unseren Schwestern ist es eher gelungen, weil sie vom Kirchenrecht her größere Freiheiten haben; jedoch ist es zu früh, das Ergebnis zu beurteilen.

3. Die Suche nach „Gemeinschaft“ und „Brüderlichkeit“

Die Benediktiner sind nicht unbeeinflußt geblieben von den zahllosen Veröffentlichungen zum Thema Gemeinschaft heute. Gleich nach dem Konzil wurde auf diese Seite des monastischen Lebens ganz besonderer Nachdruck gelegt. Bei meinen Klosterbesuchen fragen mich alle: Welches ist die ideale Mitgliederzahl für ein Kloster? Jeder Versuch, die Idee von größeren Kommunitäten zu verteidigen, ruft Einwände hervor wie diese: Wie kann bei einem so großen Haufen von Leuten eine echte persönliche Beziehung zustandekommen?

Die Frage nach der „richtigen“ Größe einer Kommunität

Für viele ist die kleine Kommunität die Lösung für alle Probleme des monastischen Lebens. Alle großen Kommunitäten sollten in kleine Gruppen aufgeteilt werden; das würde auch das Problem der großen Baulichkeiten beseitigen. Wenn man aber dieses Phänomen näher betrachtet, und wenn man die Dispensgesuche liest, so stellen sich doch mancherlei Fragen. Sicher gab es in den hergebrachten monastischen Formen Dinge, die den Bedürfnissen unserer Generation zuwiderliefen. Manche Klöster waren oft genug Gruppen von gemeinsam lebenden Einsiedlern. Diese neue Dimension, das Verlangen nach echter Gemeinschaft, setzte die älteren Mönche wahrhaft in Schrecken; sie verstanden überhaupt nicht, was die Jüngeren eigentlich von ihnen verlangten. Sie hatten gelernt, ihre Gefühle im Zaum zu halten und sich von Freundschaft und sentimentalnen Beziehungen zu distanzieren. Sie konnten sich nicht so recht für „Gemeinschaft“ und „Brüderlichkeit“ begeistern. Sie liebten einen jeden in der Kommunität, aber warum sollten sie einen jeden wirklich kennenlernen und sich mit jedem bekannt machen? Manche waren entsetzt und fürchteten einen Zusammenbruch der ganzen aszetischen Struktur des Mönchtums, die ihnen in ihrem geistlichen Fortschritt so sehr geholfen hatte.

Andererseits gab es nun einmal die Überzeugung, daß das Christentum wesentlich gemeinschaftsbezogen ist, daß das Vorbild monastischer Gemeinschaften die Urgemeinde war, die alles gemeinsam besaß, daß Gott zu uns auch durch die anderen spricht – und daß diese Bezirke christlichen Lebens bei unserer herkömmlichen Weise, Gott zu suchen, gewissermaßen ausgeklammert waren. Wie konnte man sie wieder miteinbeziehen?

Heute, im Jahr 1974, läßt sich über diese Erscheinung im benediktinischen Mönchtum allerlei sagen. Die Tatsache, daß die Zahl der Mönche in den letzten zehn Jahren zwar abgenommen, die der Klöster jedoch zugenommen hat, spricht für sich selbst. Andererseits haben manche dieser neugegründeten Kleinklöster keinen Bestand gehabt. Vor allem dann, wenn der Anlaß für eine solche Grün-

dung negativer Natur war, wenn sie nur aus einer Reaktion gegen das Großkloster entstanden war und kein eigenes positives geistliches Ziel im Auge hatte. Manche dieser Gründungen, die sich völlig von den größeren Häusern getrennt hatten, blieben dann sehr bald ohne personelle und materielle Hilfe. Die besten Gründungen dieser Art sind klein geblieben, haben aber eine positive Zielsetzung und sind offen nach allen Seiten.

Im ganzen ist jedoch deutlich, daß die kleine Kommunität ebensoviele Probleme aufwirft wie löst. Sie kann jene besondere Atmosphäre bieten, in der manche Mönche sich selbst voll verwirklichen, besonders solche, die sich in großen Kommunitäten verloren vorkommen und immer im Schatten anderer stehen. Viele jedoch haben zuviel von der kleinen Kommunität erwartet und von der Möglichkeit, in einer solchen zu freieren und spontaneren Beziehungen zu gelangen. Manche waren wirklich in einer Berufskrise, die auch ihren Zölibat mitbetrifft; sie suchten in einer kleinen Gemeinschaft das, was man jedoch nur in der Ehe findet. Aber die kleine Gemeinschaft ist kein Eheersatz; manch einer mußte das unter Schmerzen lernen. Es mag seltsam erscheinen; aber heute sieht es so aus, als hätten gerade die größeren Kommunitäten wieder mehr Berufe; das liegt wohl daran, daß es immer noch Menschen gibt, die in einer größeren Gemeinschaft das Milieu sehen, das ihrer religiösen Eigenart und ihren Bedürfnissen entspricht. Sie entdecken hier verschiedene Grade von zwischenmenschlichen Beziehungen und empfinden das als eine Bereicherung. Man muß ja nicht alle Mitbrüder ganz persönlich und intim kennen, um durch ihre Gegenwart und durch ihre geistliche Ausstrahlung innerlich gefördert zu werden.

Evangelische Dimension der Suche nach Gemeinschaft

Die Angst freilich, daß die Suche nach Gemeinschaft schließlich in der Sackgasse lediglich psychologischer und horizontaler, rein menschlicher Beziehungen ohne jeden geistlichen Inhalt enden würde, ist meiner Meinung nach unbegründet gewesen. Im Gegenteil: Die zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen den Mönchen und die von daher gestaltete, echte christliche Gemeinschaft war gut für alle und bereicherte das zölibitische Leben um eine neue, dem Evangelium nähere Dimension. Andererseits bedingte sie auch ein größeres Verlangen nach Einsamkeit und persönlicher Reflexion, ja sogar von Zeit zu Zeit so etwas wie ein Einsiedlerleben, ein solches freilich, das nicht eine Form ist, sich der Gemeinschaft zu entziehen, sondern im Gegenteil: zu ihr zurückzufinden, um sie mit geistlichem Reichtum zu beschenken.

Folgeprobleme

Andere Elemente dieser Tendenz, den Gemeinschaftscharakter zu betonen, beziehen sich auf das heikle Gleichgewicht zwischen persönlicher Freiheit und Dienst an der Gemeinschaft. Da und dort hat man die sogenannte „Entfaltung der Persönlichkeit“ zweifellos zu weit getrieben. Gewöhnlich sind es unreife Mönche, die allzu sehr auf der Entwicklung ihrer Persönlichkeit bestehen und das oft als Entschuldigung benutzen, um jenem Reifeprozeß auszuweichen, der darin besteht, daß man sich der Kommunität stellt, so wie sie ist, und die Realität des Zusam-

menlebens einfach annimmt. Im ganzen ist jedoch dabei ein größeres Problem aufgetaucht: Wie steht es mit der Beziehung zwischen monastischem Leben und Berufsausübung des Mönchs? Kein Wunder, daß solche Fragen vor allem in Europa gestellt werden. In den USA, wo die Klöster große Schulen haben, aber auch in den europäischen Klöstern mit alter Schultradition, ist diese Frage nicht akut; aber in anderen, mehr in sich geschlossenen Klöstern, ist es nicht einfach, ein Gleichgewicht zu finden. Das Problem wurde von Bernard Besret und von Abt Olivier du Roy von Maredsous aufgeworfen; außerhalb dieser Kreise ist es jedoch kaum ernsthaft diskutiert worden.

Der Akzent auf „Gemeinschaft“ hat auch die traditionelle Gehorsamsauffassung und das Abtsbild nicht unberührt gelassen. Es hat sogar zu der falschen Auffassung geführt, daß die demokratischen Prinzipien vom Heiligen Geist selbst inspiriert seien und daher über jede kleine Angelegenheit von der Kommunität abgestimmt werden müsse, so daß es schließlich mit jeder leitenden Autorität vorbei gewesen wäre. In anderen Fällen kam man zu einer Neubesinnung über die Notwendigkeit, einen Konsens zu finden, und entdeckte, wie wichtig es sei, vor jeder Entscheidung die Frage genau zu prüfen, aufeinander zu hören und zu beten. Ich bin überzeugt davon, daß diese Tendenz, wenn sie nicht einseitig in Richtung auf Zerstörung jeder Autorität übertrieben wird, tatsächlich der Kommunität jene Rolle wieder zuweist, die in der Regel, Kapitel 3, bezeichnet wird. Der Abt ist niemals getrennt von der Kommunität gesehen worden; sie ist vielmehr die Quelle, der er entnimmt, was der Geist will. Daher muß er die Kommunität bei jeder wichtigen Sache befragen. Daraus ergibt sich, daß für Benedikt die Kommunität selbst die gelebte monastische Regel ist und damit der Ort, wo der Abt den Willen Gottes erfährt. Diese Sicht ist durch die Konzilsdokumente über die Kirche und die ortskirchliche Gemeinschaft bekräftigt worden. Von hier aus kann auch die Rolle des Abtes und seine Beziehung zur Kommunität wirksam erneuert werden, sicher zum Nutzen für den Orden, weil das Abtsbild auf diese Weise frei wird von der autoritären Prägung früherer Jahrhunderte. Ich habe den Eindruck, daß die Ergebnisse seit 1964 positiv zu werten sind, wenn auch manche Äbte versucht haben, das alte Autoritätsmuster wieder herzustellen.

4. Die Suche nach neuen Formen des Mitwirkens in Kirche und Welt

Die mehr bejahende Hinwendung zur Welt seit dem Konzil und seit der Zeit von Papst Johannes hat auch auf das Mönchtum zurückgewirkt. Oft ist die monastische Lebensweise in negativer Art als Weltflucht beschrieben oder sogar definiert worden. Die Zweideutigkeit des Wortes „Welt“ hat man immer gespürt. Die Dokumente des Zweiten Vatikanums haben die Theologie des monastischen Lebens etwas aufgerüttelt, insofern sie lediglich negativ formuliert war; eine positive Hinwendung war nun gefordert. Man kann das in den jüngsten Gesprächen und Veröffentlichungen sehen: hier wird bei der Gottsuche nicht das negative, sondern das positive Element betont; das negative erscheint hier nur als notwendiges Mittel zum Ziel. Leider ist über dieses Problem nicht viel vom theologischen Standpunkt aus geschrieben worden; dabei wäre das für das Mönchtum heute besonders wichtig. Jedenfalls hat sich einiges geändert, wenn auch noch

nicht in der theologischen Reflexion der Mönche, so doch in ihrer Einstellung und in ihrem praktischen Umgang mit der Welt. Vielleicht haben die Mönche in Wirklichkeit niemals die negative Einstellung zur Welt so ernst genommen, wie das in der monastischen Literatur schien; die Praxis ist da wohl auch der Theorie oft genug voraus gewesen.

Immerhin, gleich nach dem Konzil gab es im Mönchtum einen Aufbruch „hin zur Welt“. Das führte oft zu Situationen, in denen die monastische Berufung verloren ging. Der Höhepunkt dieser Bewegung wurde etwa um das Jahr 1970 erreicht. Dann setzte wieder eine realistischere Betrachtungsweise ein: Zwar blieb die positive Bewertung der Welt, aber man meint nicht mehr, daß die Wendung zur Welt sich unbedingt in äußerem Aktivismus bekunden müsse. In der Tat ist für die letzten paar Jahre in der Kirche das Verlangen nach Orten des Gebets und der Besinnung kennzeichnend. Diese Bewegung hat den Mönchen neuen Mut gegeben und ihnen ein neues Ziel innerhalb der Kirche gewiesen. Zugleich war das auch eine neue Herausforderung. Ich wage nicht zu sagen, daß die Zweigleisigkeit schon überwunden sei, aber man denkt jetzt über diese Fragen ruhiger. Besonders bei den Schwestern zeichnet sich deutlich ein Trend zu vertiefter Prüfung der Frage ab, wie eine bessere Gewichtsverteilung zwischen Arbeit, Gebet und Besinnung in ihrem Leben erreicht werden kann. Vielleicht sind es die klausurierten Nonnen, die sich gegenwärtig im größten Dilemma befinden. Sie haben es besonders schwer, die Art und Weise ausfindig zu machen, wie sie am besten der Kirche dienen und zugleich den Freiheitsraum für ihr Leben der inneren Sammlung behalten. Manche von ihnen entdecken neue Wege, die ihnen eigene Atmosphäre des Schweigens und der Sammlung den Laien zugänglich zu machen, was freilich neue Formen der Gastfreundschaft bedingt.

Früher bekamen die meisten Klöster ihre Berufe aus den sogenannten „gebildeten Ständen“ der Gesellschaft und waren Mittelpunkte für Lehre und Veröffentlichungen. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert. Jetzt kommen die Berufe meist aus der Mittel- und Unterkasse, und die soziale Ausrichtung wird deutlicher spürbar. Seltsamerweise haben gerade die Mönche aus der Unter- und Mittelklasse meist wenig Interesse an solchen Fragen, sobald sie selbst ein gewisses soziales Niveau erlangt haben. Immerhin kann man sagen, daß der gleiche Pluralismus, der in der Benediktinerkonföderation hinsichtlich der Observanzen besteht, auch für die Arbeit und die sozialen Implikationen gilt. Die mehr kontemplativen Klöster sehen ihren ekklesiatischen Dienst darin, daß sie die Eigenwerte ihrer Lebensweise im Gottesvolk lebendig halten, wozu ja die mehr aktiven Klöster nicht imstande sind.

Klöster in der Dritten Welt hatten es besonders schwer angesichts der Forderungen ihrer Umwelt. Die Not ist so groß und so vielfältig, daß die Versuchung, nach allen Seiten hin tätig zu sein und so an Tiefgang zu verlieren, nicht ausblieb. Die Ausbildung der jüngeren Mönche kann unter solchen Umständen oft leiden.

Die wirtschaftlichen Probleme, denen sich das Mönchtum heute gegenüber sieht, würden ein Buch füllen. Benedikt schrieb für eine Agrarkultur, während wir eingesponnen sind in ein ganzes Netz ökonomischer Abhängigkeiten. Immerhin,

auch bei den Mönchen ist es heute doch so, daß sie mehr und mehr von ihrer Hände Arbeit leben. Stiftungen, Renten, Vermögen – das ist heute nicht mehr die Norm. Die damit gegebenen praktischen Notwendigkeiten haben natürlich auch das monastische Leben selbst verändert. Das Problem ist noch akuter geworden für die klausurierten Nonnen und müßte viel realistischer angegangen werden.

Zusammenfassend möchte ich zur Frage der mehr positiven Hinwendung zur Welt, welche die Theorie vom monastischen Leben heute verändert hat, so viel sagen: Das Problem ist zwar wirklich vorhanden, darf aber nicht übertrieben werden. Wiederum: Die Praxis ist da oft gesünder als die Theorie.

Schlußüberlegung

Beim Lesen dessen, was ich bis jetzt gesagt habe, kommt es mir so vor, daß ich keinerlei Antwort auf die großen Fragen gegeben habe, vor denen das Mönchtum heute steht – nämlich auf jene nach seinem eigentlichen Wesen. Ist das monastische Ideal veraltet und endgültig vorbei? Zieht es nur noch diejenigen an, die aus dieser komplizierten Welt zu fliehen suchen?

Nun, es mag Ihnen naiv vorkommen, aber ich habe es aufgegeben, das Mönchtum mit apologetischen Argumenten zu verteidigen. Solange es noch Menschen gibt, die der Meinung sind, ihr Christentum gemäß diesen Traditionen leben zu können: warum sollte man nicht ihr Selbstverständnis und ihre Überzeugung, daß sie mit ihrem „Charisma“ die Kirche bereichern, ernst nehmen? So habe auch ich nur versucht, was Benedikt im dritten Kapitel der Regula tut, wenn er verlangt, daß der Abt die Kommunität befragen soll, um jene Antwort zu vernehmen, die das lebendige Mönchtum auf ein neues Problem gibt. Es wird immer Männer und Frauen geben, die aus falschen Beweggründen ins Kloster gehen; es wird immer Männer und Frauen geben, die aus falschen Beweggründen im Kloster bleiben. Aber die Tatsachen beweisen heute, daß es auch starke Persönlichkeiten gibt, die eintreten und bleiben, weil sie überzeugt davon sind, daß Gott sie gerufen hat, die christliche Botschaft auf diesem bestimmten Weg zu verwirklichen.

Wenn also die Frage nicht lautet: Sollen 1974 noch Mönche existieren?, sondern: Wie haben sich die Mönche in den Jahren zwischen 1964 und 1974 gewandelt, so glaube ich ehrlich sagen zu dürfen: Die Mönche haben sich in diesem Jahrzehnt zum Besseren gewandelt! Am Evangelium gemessen, ist ein deutliches und positives Wachstum wahrzunehmen. Zwar ist die Zahl nicht mehr die gleiche wie vor zehn Jahren, aber das ist nur ein äußerliches Merkmal. Wenn wir 1974 wieder mehr Novizen haben als 1970, so wird es deutlich, daß diese Lebensform wieder anziehend wirkt, wenn auch bei der Deutung solcher Anzeichen Vorsicht geboten sein mag.

Die Bereiche, von denen sich sagen läßt, das Mönchtum habe sich im letzten Jahrzehnt positiv entwickelt, sind etwa folgende: Das Gebetsleben der Mönche hat durch die Erneuerung ihrer Liturgie eine Dimension hinzugewonnen. Ebenso ist ihrem Gemeinschaftsleben eine neue Dimension hinzugewachsen durch die Erkenntnis, daß man *mitsammen* voranschreiten muß, will man das Evangelium verstehen und Christus mehr und mehr erfassen. Ebenso hat der Dienst der Mönche an der Kirche eine neue Dimension erhalten durch ihre Erfahrung von

der Mit-Teilung ihres Gebetslebens und ihres inneren Lebens an andere – wie man das früher in dieser Breite nie erlebt hatte.

Diese neuen Dimensionen, Früchte des Konzils, wurden nur durch mancherlei Qualen und Leiden erschlossen, und noch ist das Leiden nicht ausgestanden. Immerhin ist die Zeit extremer innerer Spannungen vorbei; eine mehr positive Einstellung ist allenthalben sichtbar. Doch soll man Qualen und Leiden nicht gering schätzen; sie sind zu einer Quelle des Wachstums geworden.

Ich möchte die Behauptung wagen, daß Klöster, in denen man nichts geändert hat in der Hoffnung, man könne sich den inneren Tumult ersparen, in den andere Klöster bei ihrer Suche nach Antworten geraten waren, daß solche Klöster jetzt viel schlechter daran sind. Jetzt ist es nämlich weit schwieriger, etwas zu ändern, als vor zehn Jahren. Jetzt fehlt der jugendliche Schwung und die Bereitschaft. Manche dieser Klöster mögen sich die Wachstumsschmerzen erspart haben, aber sie haben wertvolle Augenblicke ihrer Geschichte ungenutzt vorübergehen lassen, Augenblicke, die nicht wiederkehren. Manche dieser Klöster werden sicher sterben oder aber bestenfalls wie Inseln zurückbleiben.

Der positive Gewinn jedoch scheint von Dauer zu sein. Die Jahre zwischen 1974 bis 1978 werden die neuerworbenen Reichtümer gut anwenden müssen, damit sie tiefe Wurzeln schlagen und einst Blüten und Früchte tragen.

Abtprimas Rembert Weakland OSB

EIN ÜBUNG UND WEISUNG

Rückkehr zur ersten Liebe?

Das Wort von der „ersten Liebe“ und der Aufruf, zu ihr zurückzukehren – ein beliebtes Thema bei Exerzitien und Besinnungstagen für Priester, Ordensleute, Ehepaare – ruft bei den Zuhörern sehr verschiedene Assoziationen hervor. Die spontane Reaktion ist häufig Skepsis, Kritik, Ablehnung. Sollte mit diesem Wort die Rückkehr in einen früheren Zustand gemeint sein? Das Zurückträumen in eine idealisierte Vergangenheit? In die Begeisterung des Anfangs? Ein Ausweichen vor der Realität der jetzigen Situation und ihren Forderungen? Die Flucht vor der Bewältigung der Gegenwart? Bedeutete das nicht eine Entwertung, ja Verleugnung der inzwischen gemachten Erfahrungen eines gemeinsamen Lebens? Auch ein tieferer Einblick in die Vielschichtigkeit und Fragwürdigkeit der Motive, die am Beginn einer Lebensentscheidung stehen können, lässt die „erste Liebe“ nicht als Zustand sehen, in den eine Rückkehr möglich, wünschenswert, gestattet wäre, ohne aber damit jene Zeit des Anfangs abzuwerten, in der ein Mensch gab,